

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Die unterlangt eingelangte Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chief-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Chronrede.

Von **Karl Schrader**, Mitglied des Reichstages.

Die Chronrede hat sehr verschiedene Beurteilungen gefunden, inwieweit die Frage des Wahlrechtes in Betracht kommt. Die „Kreuz-Zeitung“ hebt eine bedeutende Schwelung nach der demokratischen Seite, von Liberalen wird die Freude ausgesprochen, daß nun endlich die Wahlrechtsfrage ins Rollen gekommen ist. Man wird ja bald genug wissen, was mit den vieldeutigen Worten der Chronrede gemeint ist. Die nahe bevorstehende Besprechung im Abgeordnetenhaus wird dem Ministerpräsidenten Gelegenheit geben, sich zu äußern, und von allen Parteien wird man hören, wie sie sich zu stellen beabsichtigen. Von dem Reichswahlrecht, oder einem Wahlrecht, das sich demselben nähert, wird freilich nicht die Rede sein. Das jetzige Wahlrecht soll in seiner bisherigen Richtung fortentwickelt, an den Machtverhältnissen soll nichts geändert werden. Es wird sich also um nicht viel bedeutende Zugeständnisse, vielleicht um eine andere Form für dieselbe Sache handeln. Daß der Landtag für ein einmütiges freihändliches Wahlrecht zu haben ist, wird nach seiner Zusammenkunft wohl niemand erwarten. Vielleicht wird im Winter 1909/10, nachdem katifisch alles festgelegt ist, daß die Erneuerung in der Hauptsache alles beim alten läßt, eine Vorlage erscheinen. Wird sie angenommen, so wird sie in die Gesetzsammlung aufgenommen werden und bei den Wahlen des Jahres 1913 ihre Wirkung äußern. Bis dahin bleibt alles beim alten.

Eine Wendung in der preussischen Politik ist nicht zu erwarten; damit werden die Parteien zu rechnen haben.

Nicht weniger unerfreulich ist der zweite Teil der Chronrede. Er stellt fest, daß das Jahr 1908 noch erheblicher Zuschüsse aus Steuern bedarf, und nimmt eine nicht geringe Steuererhöhung für die kommenden Jahre in Aussicht. Darunter ist eine **Gesellschaftsteuer**, das heißt eine Steuer, welche entrichtet werden soll von dem Ertrage gewerblicher Gesellschaften. Preußen geht auf derselben Bahn, auf welcher das Deutsche Reich schon wandert. Man nimmt das Geld, wo man es bekommen kann, ohne sich zu fragen, welche Wirkung sich daraus auf das wirtschaftliche Leben ergibt. Ganz besonders naiv ist die Motivierung, welche für das Gesellschaftensteuergesetz gegeben wird. Die Gesellschaften sagt man, führen es ja nicht; der an sie zur Verteilung gelangende Gewinn ist ja nicht mit Sicherheit festzustellen; durch Abschreibungen, Rücklagen und dergleichen kann er viel mehr als durch die Steuer beeinflusst werden. Aber der nicht verteilte Gewinn verbleibt doch immer den Teilhabern und kommt ihnen in folgenden Jahren in der einen oder anderen Weise zugute. Was an Steuern bezahlt wird, ist ihnen ein für allemal genommen.

Dasselbe gilt im Reiche von der Elektrizitäts- und Gassteuer, von der Zusatzsteuer. Die Produktivität des gewerblichen Unternehmens wird dadurch empfindlich beeinträchtigt, und die Last wird durch alles das, was schon die frühere Gesetzgebung des Reiches auf das Gewerbe in der Form von Stempelsteuern usw. gelegt hat, eine immer schwerere. Und dann wundert man sich noch, daß die Finanzlage sich fortwährend verschlechtert.

Das wird ja in sichere Aussicht gestellt! Das Bedenklichste für Preußen ist aber, daß die Eisenbahnen auf- hören, die reich fließende Einnahmequelle zu sein. Nicht allein gehen die Bruttoeinnahmen zurück, sondern, was noch viel bedenklicher ist, die Ausgaben wachsen und wachsen und lassen einen weit geringeren Nettogewinn. Daran wird sich auch nichts ändern. Das ist eines der Ergebnisse unserer ganzen Wirtschaftspolitik, welche die Preise der Rohne und der Gehälter und infolge davon aller Gegenstände in die Höhe treibt. Die Eisenbahn kann ebensoviele wie die Post im Reiche ihre Tarife erhöhen, wenn sie nicht großen Verkehrsverlust erleiden will. Sie werden sich beide mit einer geringeren Rentabilität abfinden müssen. Infolge davon werden auch die preussischen Eisenbahnen, um den steigenden Anforderungen zu entsprechen, in höherem Maße als bisher ihre höchst notwendigen Erweiterungsauslagen, Verneuerung der Betriebsmittel durch Anleihe decken müssen.

Da in unserer Wirtschaftspolitik nichts geändert werden soll, so ist kaum auf eine erhebliche Besserung der Zustände zu hoffen. Preußen wird ebenso wie das Reich auf eine spärliche Wirtschaft angewiesen sein, aber man soll sich darüber nicht täuschen, daß mit kleinen Mitteln nicht viel zu erreichen ist. Bisher hat die Regierung weder im Reich noch in Preußen in regular Weise zu sparen verstanden.

Es bietet die Chronrede in keiner Beziehung ein erfreuliches Bild, und das einzig Gute, was sie bringt, die Erhöhung der Besoldungen, scheint auch nur einen Teil der Wünsche zu erfüllen. Soweit sie aber erfüllt werden, wird kaum die schon eingetretene Verteuerung der Lebenshaltung ausgeglichen werden, und dazu kommt die Belastung, welche im Reich und in Preußen die neuen Steuererhöhungen bringen.

Das Ergebnis der bisherigen Politik ist also ungünstig, und die nun beginnende neue Politik wird es noch verschlechtern. Im Reich und in Preußen sollen aber die Parlamente der Regierung durch Bewilligung der verlangten Steuern ein **Vertrauensvotum** geben! In anderen Ländern würde es nicht gesehen — bei uns aber wird es für eine patriotische Pflicht gehalten!

Hinter den Kulissen von Ischl.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 22. Oktober.

Zur Vorgeschichte der Orientreise kann nachträglich konstatiert werden, daß das hiesige Auswärtige Amt über Oesterreichs Willkür nicht so absolut unvorbeachtet gewesen sein dürfte, als es den Anschein hatte. Unrichtigste Kreise hatten mit einigem Ernsten wahrgenommen, daß die Monarchenbegannung zu sich einen eiligen Charakter trug, den man bei der traditionellen Herzlichkeit der Begegnungen auf österreichischem Boden nicht erwartet hätte. Der Grund lag darin, daß die beiden Monarchen sich über zwei Punkte nicht verständigen konnten. Aus der englischen Seite wurde die Beschränkung der **Flottenexpedition** unangenehm und speziell ein Fehler ausgeht, ob die Beschränkung von dritten Parteien folgen konnte. Von der österreichischen Seite wurden die bestehenden **Veränderungen im Balkan** als konkreter Gegenstand behandelt und eine Verständigung darüber zu erzielen gesucht. Zu keinem Falle konnte der gemeinsame Boden gefunden werden. Am 15. September erfolgte der **Früher in Ischl** bei König Edward, und am 18. wurde in Budapest der **frühere** Beschluß gefaßt.

(Vergleiche auch die Privat-Telegramme auf Seite 4.)

Der Entwurf des Elektrizitäts- und Gassteuergesetzes.

Die künftige Geheimnisthatserei der Regierung hat gegenüber dem Spürsinn des „Vorwärts“ nicht verheimlicht: das sozialdemokratische Parteivorblatt hat verständig in seiner heutigen Morgennummer den vom Reichstagspräsidenten so sorgsam behüteten und verheimlichten Entwurf des Elektrizitäts- und Gassteuergesetzes, oder doch seine wichtigsten Paragraphen. Die Tatsache, daß gerade der „Vorwärts“ den Entwurf zuerst veröffentlicht hat, ist nicht ohne Humor. Wir werden uns, hinsichtlich, daß man bei der Bekürre des Entwurfes den Humoc schnell wieder verlieren kann.

Auf eine Anfrage an „zuständige Stelle“ ist uns erklärt worden, dieser vom „Vorwärts“ veröffentlichte Entwurf komme „der Wahrheit sehr nahe“, doch seien verschiedene Einzelheiten noch abgeändert worden. Was in dem sozialdemokratischen Blatte mitgeteilt wird, dürfte also wohl der Fassung entsprechen, die von den Bundesratsausschüssen beschlossen wurde und die im Plenum des heute zusammentretenden Bundesrats dann noch etwas verändert werden kann. Da es sich, wie erwähnt, nur noch um die Abänderung von Einzelheiten handelt, so geben wir die vom „Vorwärts“ veröffentlichten wichtigsten Paragraphen des Entwurfes nachstehend wieder.

1. Abschnitt.

§ 1. Gegenstand der Steuer.

Die zur Verwertung im Inlande bestimmte elektrische Arbeit und das zur Verwertung im Inlande bestimmte brennbare Gas unterliegen einer in die Reichsstafeln fließenden Abgabe.

§ 2. Höhe der Steuer.

Die Steuer beträgt:
a) für die elektrische Arbeit, die gegen Entgelt abgegeben wird, fünf vom Hundert des Abgabepreises, jedoch nicht über 1/2 Pfennig für die Kilowattstunde;

b) für die elektrische Arbeit, die für den eigenen Bedarf des Erzeugers bestimmt ist, 1/2 Pfennig für die Kilowattstunde. Im Antrag tritt nach näherer Bestimmung des Bundesrats eine Ermäßigung auf fünf Prozent der für die Erzeugung der elektrischen Arbeit aufgewendeten Selbstkosten ein, wenn auf Grund geordneter Durchführung nachgewiesen wird, daß jener Steuerfuß diesen Prozentsatz übersteigt.

§ 3. Die Steuer beträgt:
a) für das Gas, das gegen Entgelt abgegeben wird, fünf vom Hundert des Abgabepreises, jedoch nicht über 1/2 Pfennig für das Kubikmeter;

b) für das Gas, das für den eigenen Bedarf des Erzeugers bestimmt ist, soweit es einen oberen Heizwert von wenigstens 3000 Wärmeeinheiten im Kubikmeter bei 0 Grad und 760 Millimeter aufweist, 1/2 Pfennig, sonst es einen geringeren Heizwert aufweist, 1/2 Pfennig für das Kubikmeter. Im Antrag tritt nach näherer Bestimmung des Bundesrats eine Ermäßigung auf fünf vom Hundert der für die Erzeugung des Gases aufgewendeten Selbstkosten ein, wenn auf Grund geordneter Durchführung nachgewiesen wird, daß jene Steuerfuß diesen Prozentsatz übersteigt.

§ 4. Als Abgabepreis ist, falls die Abgabe nicht vom Erzeuger unmittelbar an den Verbraucher erfolgt, der vom Verbraucher zu entrichtende Preis zu verstehen. Befristet in den Fällen der §§ 2, 3 a) das Entgelt in Leistungen, die keinen Selbstwert haben, oder findet die Abgabe unentgeltlich statt, so wird die Steuer nach den Sätzen unter b) erhoben.

§ 5. Wird elektrische Arbeit oder Gas unmittelbar zur Herstellung eines dieser beiden Erzeugnisse verwendet, so wird die Abgabe nur einmal erhoben. Der Bundesrat bestimmt, von welchem Erzeugnisse die Abgabe erhoben werden soll.

„Fiesco“ im Deutschen Theater.

Schiller liebte seinen „Fiesco“ sehr, und er wünschte ihm ein längeres Leben als den „Räubern“. Die Nachwelt ist anderer Ansicht. Noch heute bezaubern wir uns an dem freien Strom der Empfindung und der heilspornigen Weltanschauung, die aus den „Räubern“ hervorbricht, und die Unvollkommenheiten dieses Dramas haben den erregenden Zug einer ungeglückten, aber in Wahrheit genialen Jugend. In seinem „Fiesco“ wollte Schiller schon fertiger sein, und er hatte Erfahrungen, die es zu verwerten galt. Die Wirkung war nur, daß seine Kunst den Hauch der Jungfräulichkeit verlor, aber den Saft der Reife noch nicht gewonnen hatte. Es entstand eine ungeheure Komposition, voll Schönheit im Einzelnen, vorwärts gestossen von der Rapidität des angeborenen Dramatiker-talents, aber vielfach auch unwahrscheinlich in ihren Mitteln, fündlich in dem überreich verstreuten Pathos, langatmend und weit-schweifend.

Die feiner gebildeten Zeitgenossen der Dichtung wußten wohl an ihr zu schätzen, daß diese Tragödie aus dem damals so fernem Genia auch als Spiegelbild heimischer Zustände gelten konnte. Allen Bremsen zum Trotz ist die politische Entwicklung seitdem denn doch weitergegangen, und die Verschönerung am Äquatorial-Meer ist uns jetzt lebendiger nur eine verschollene Anekdote. Sie ist uns nicht mehr ein Symbol für die Schmerzen unserer eigenen Welt, wie es die deutschen revolutionären Dramen Schillers, die „Räuber“ und „Robale und Liebe“, noch heute sind und immer bleiben werden. Nur gerade an ungeheurer Balkanvölker denken wir, wenn wir diese Intrigen, Verfassungsverträge, Komplote und Morde auf der Bühne erleben. Aber auch diese Erinnerung nehmen wir nicht mehr ernst, weil wir als politisch geschickte Mitteleuropäer, als Söhne eines Sezessionsreichen lächeln gelernt haben über diese großmannsüchtigen Anzettelungen weniger und ungeordneter Staatengebilde. Spottend verweisen wir diese Stoffe auf das Operettentheater, und dort finden wir sie ja auch mehr als einmal wieder.

Nun bliebe das Stück noch immer als „Charakter-drama“ übrig, als die Tragödie einer großen Persönlichkeit. Man braucht nur an Wallenstein zu denken, um sich zu vergegenwärtigen, wie schwach diese Gestalt

des Fiesco ist und wie unfähig, die Last von fünf Akten zu tragen. Zu der Anlage ist sie genial, und der Gehalte, einen kalten Streber die Masse des hyperkritischen Wohlwolligen vornehmen zu lassen, um die Gegner einzulassen und über ihre Schlaftrügheit hinweg zum Ziel zu schreiten, — dieser Gedanke ist inhaltlich groß. Ihn zu formen, nimmt Schiller einen wunderbaren Anlauf. Dann scheitert seine Kunst an dem typischen Fehler des unsicher auftretenden Anfängers, der die Züge häuft — in der Angst, zu blasz zu werden, wenn er wenig gibt. Schließlich steht dieser Fiesco im Besitz der widersprechenden Eigenschaften vor uns. Er hat die Talraft eines Helben, die Voraussetzungen eines Staatsmanns größtes Stils und doch auch wieder nur die Verschämtheit eines kleinen Gauners. Das Ritterliche in ihm, das zum König Geborene, das, was ihn über die Masse stellt und sie ihm unterjocht, geht in Züge von einer hanebüchigen Brutalität über im Verkehre mit den Frauen, die er bald so, bald so, als willenlose Figuren über sein Schachbrett fährt. Ich erinnere nur an die Szene, in der er die dämonisch überdachte Julia vor seiner Frau Leonore wie einen Hund behandelt. Die Episode wäre unvertäglich, wenn sich Leonores zartes Frauentum nicht gerade hier wie eine duftende Blumenuipse anfügte.

In der Gestalt des Fiesco ist so viel vermengt und so wenig verbunden, daß kein Darsteller sie völlig rund zusammenzuschließen könnte; es müßte denn sein, er stünnte sich von A bis Z auf den Ton einer südländischen Leidenschaftlichkeit, die mehr ein Temperament als ein Charakter wiedergibt. Aber das entspräche der Wärdigkeit des Dichters nicht, und es würde in einer Zeit, die von Schauspielern à la Grasso nichts wissen will, keine Wirkung tun. Alexander Moissi hatte schon recht, daß er die Farben mischte. So wenig er aber dann die Gestalt ins menschlich Verständliche reiten konnte, so reich war seine Fülle und Mannigfaltigkeit. Sein starker Intellekt, der ihn mehr für spekulative als für empfindende Rollen, für Schafepreises Narren mehr als für Homos bestimmt, brachte das Staatsmännliche, das diplomatisch Zuwartende, das eistalt Streberische zu einem vollendeten Ausdruck. Eine melodische Bril, die bei ihm freilich mehr eine Sprachschönheit als eine Seelenschönheit ist, gefellte sich dazu, und dann kamen die glänzend bemerksamen Rundgebungen einer Kraft, die er in dieser Reinheit erst neuerdings ge-

nossen hat, und die das unentwert Spillrige seines schmachtigen Körpers vergessen ließ. Sein Kopf wenigstens, wenn er dem Instrument der Sprache bald das Bundesräufeln, bald den Donner entlockte, hatte die echte Fiesco-Glorie und die geheimnisvoll wirkende Leuchtkraft eines Wesens, dem es gegeben ist, sich den Willen der anderen Menschen zu unterjochen. Ein „Wucherer mit den Herzen der Weinge“ — das war er in der Tat.

Von Paul Wegener und Rudolf Schildkraut und ihren prächtigen Angehörigen Ginezzino Doria und Mily Hoffman habe ich schon in der Vornotti geschrieben. Camilla Eibenschütz, die so gut erschröckte Lächeln gibt, spielte die Leonore, und das glattfellige Kautbierische, dem Tilla Durieux sich wohnt, hieß diesmal Gräfin Julia Imperiali. Hans Bagay gab würdig den würdigen Andrea Doria. Wilhelm Diegelmann füllte sich in Rollen, die nur einen Ton verlangen, wohl, und so gab er einen starken Ferrina, und das junge Fräulein Ella Barth als Ferrinas Tochter übertrug in ihrer einen Szene (die andere war gefrichen), in der sie fast nur zu schluchzen, zu jucken, zu rasen hat, durch eine ganz ungewöhnliche, ausgezeichnet abgeschattete Kraft. Signora Angilia im Kleinen.

Die Ausstattung war sehr vornehm und sie arbeitete mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln. Eine Stufenstellung und ein Treppenaufbau wurden sogar zweimal an verschiedenen Stellen verwandt. Die Vorbilder für diese Genereien sind ja noch im heutigen Genia gegeben, und wenn auch der Palast der Fieschi damals laut Senatsbeschlus vom Erdboden vertilgt worden ist, so steht doch noch heute das Haus der Doria, und tausend Erinnerungsfäden knüpfen noch jetzt die winnelnde Handelsstadt am Meer an die Zeit, wo sie frei und wild war. Dieses Gemeinwesen spielt eine stumme Hauptrolle im Drama des Fiesco, und von seinem wunderbaren Reiz, den Schiller mit dem Auge der Schlichtheit so voll begriff, hätte etwas mehr gezeigt werden können. Zumindes in den Szenen, in denen Fiesco vom Fenster aus diese majestätische Stadt sieht und an ihrer Herrlichkeit sich stark macht, ihr Herzog zu werden. Sonst waren diese Szenen, die für Fiescos innere Entwicklung entscheiden, durch Ausschaltung einer Zwischenzene sehr geschickt zusammengedrückt und in ihrer Gesamtwirkung gestärkt.